



Auf dem Schwal, der kleinen Donauinsel vor der Stadt, versammelten sich die Auswanderer, um die Schiffe zu besteigen. An den Abfahrtstagen herrschte lebhaftes Treiben. Johannes Hans: Ulm von Südosten mit Blick auf die Landungsstelle am Schwal, um 1810.

Marie-Kristin
Hauke

Wer jetzo zieht ins Ungarland, dem blüht die goldne Zeit

Ulm und die Auswanderung nach Südosteuropa im 18. Jahrhundert

Wer im Frühjahr 1712 nach Ulm kam, rieb sich erstaunt die Augen: Tausende von Menschen aus dem Oberschwäbischen strömten in die Stadt und drängten sich auf dem Schwal, der kleinen Donauinsel, die den Ulmer Schiffern als Anlegestelle diente. Sie alle hatten dasselbe Ziel: Ungarn. Der Kaiser braucht Kolonisten, so ging das Gerücht. Da liesen sich die einfältige Leute bereden und verkaufften Hauß, Hof und Gütter, die Knechte und Mägde gien-gen auß ihren Diensten und kamen allhier in dem so genannten Schwaal zusammen und machten Hochzeit. Da war Tag und Nacht die Freud mit Pfeiffen, Geigen, Danzen und Springen, berichtete eine Ulmer Chronik.

Tatsächlich war es nicht Kaiser Karl VI. (1711–1740), sondern der ungarische Graf Alexander Károlyi aus Sathmar (heute Rumänien), der Werber ins Oberschwäbische geschickt hatte, um seine nach dem Frieden von Sathmar 1711 neuerworbenen Güter mit Bauern aus dem Reich zu besiedeln. Und ganz sicher war auch die Lage auf dem Schwal nicht

so idyllisch, herrschte doch im Frühjahr 1712 rund um Ulm Hungersnot. Trotzdem erhielten zwei Wirte die Erlaubnis, eine Marketenderei auf der Donauinsel zu errichten, um die Ankömmlinge zu versorgen und die Ulmer Schiffer übernahmen den Transport der Auswanderungswilligen nach Wien bzw. bis nach Ofen, dem heutigen Budapest.

Sathmar war kein Paradies und bewegte viele Auswanderer prompt zur Rückkehr in die Heimat

Die Auswanderung nach Sathmar war keine Erfolgsgeschichte. In Ungarn war man trotz aller Bemühungen mit der Unterbringung der Auswanderer überfordert, deren Zahl alles überstieg, was man erwartet hatte. Mangelnde Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten, das ungewohnte Klima sowie Krankheiten ließen viele der Kolonisten wieder umkehren. Andere, die auf eigene Faust nach Wien und weiter Richtung Ungarn gereist waren, strandeten unterwegs. Im Juli befahl der Kaiser, die in Wien versam-

melten und teilweise kranken Emigranten – etwa 600 Personen – auf Schiffen donauaufwärts in ihre Heimat zu schicken. Der Schwäbische Kreis, aus deren Herrschaften die Auswanderer ursprünglich kamen, war wenig begeistert, diese wieder aufnehmen zu müssen, zumal man die Einschleppung von Seuchen fürchtete.

Zunächst wollte man die Schiffe an der Kreisgrenze abfangen und die Rückkehrer in Quarantäne nehmen, doch der Krankentransport war schneller als gedacht. Als am 23. Oktober die ersten Schiffe vor Leipheim auftauchten, reagierten die Ulmer Behörden bewundernswert schnell, stampften innerhalb weniger Tage ein großes Lazarett aus dem Boden und organisierten die medizinische und logistische Versorgung. 423 Personen kamen nach Leipheim, 89 Männer, 100 Frauen und 234 Kinder. Fast die Hälfte wurde als gesund oder rekonvaleszent eingestuft und auf der Bettelzech in ihre alte Heimat geschickt. 40 Menschen starben in den ersten zwei Wochen. Erst im Januar 1713 konnte das Lazarett geschlossen werden. Die meisten Kranken litten nicht wie befürchtet an der Pest, sondern an der Ruhr, einer Durchfallerkrankung mit heftigem Fieber.

Der Zug nach Sathmar bildete nur den Auftakt für weitere Migrationswellen Richtung Südosten, die unter dem Begriff der «Schwabenzüge» bekannt sind. Schon nach der Vertreibung der Osmanen hatte es am Ende des 17. Jahrhunderts Versuche der Habsburger sowie privater weltlicher und geistlicher Grundherren gegeben, das verwüstete Land mit

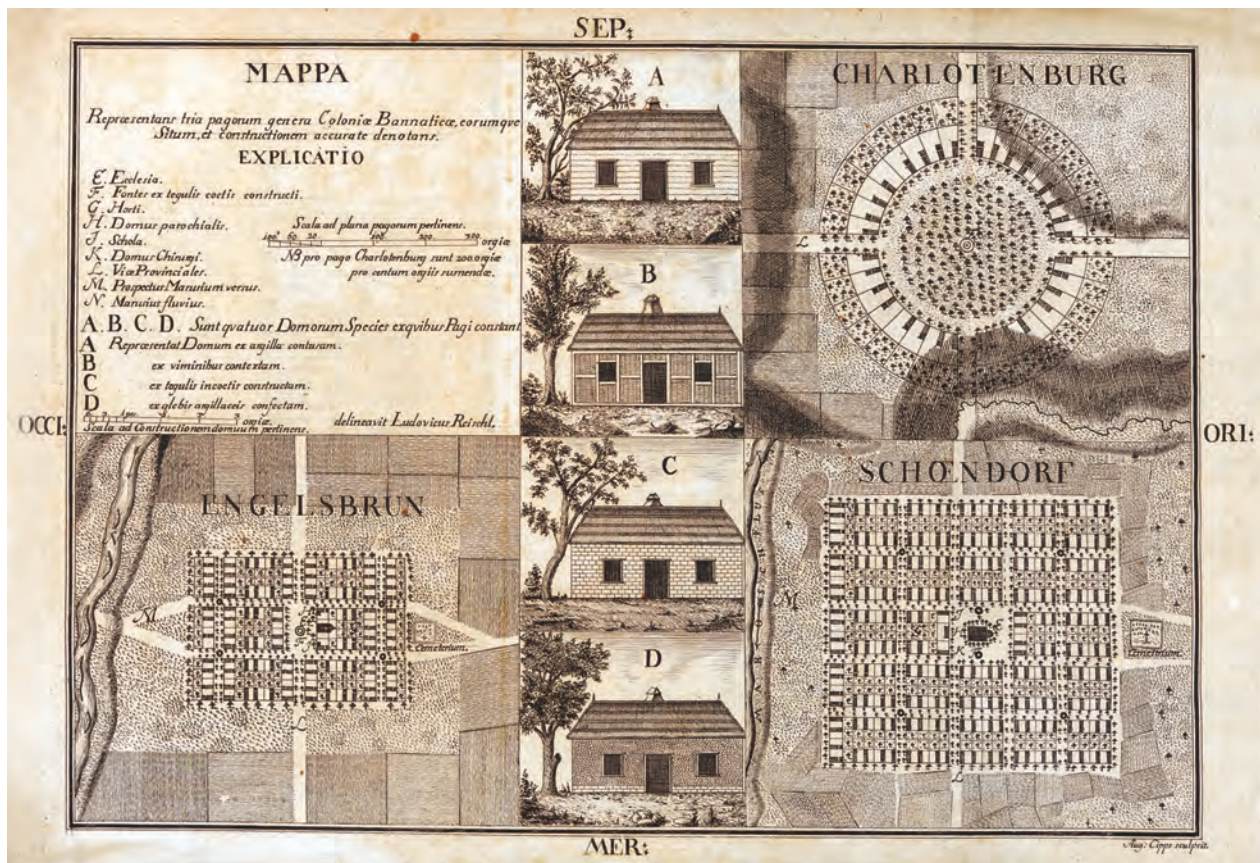
Hilfe von Kolonisten wieder aufzubauen. Erste Ansiedlungen im Schildgebirge, im Ofener Bergland, der Schwäbischen Türkei und in der Batschka scheiterten jedoch an innerungarischen Aufständen und dem Ausbruch der Pest (1708–1712).

Dem Auftakt erster Migranten folgte eine Welle von «Schwabenzügen» in den Südosten Europas

Die Ereignisse von 1712 machten deutlich, dass die umfangreiche Ansiedlung ausländischer Kolonisten erheblich mehr Organisation und Vorbereitung bedurfte. Der Ansturm Auswanderungswilliger zeigte aber auch das Potenzial für die dringend erwünschte Vermehrung der Bevölkerung. Auf dem ungarischen Landtag von 1723 wurde die Anwerbung fremder Bauern und Handwerker auch offiziell von den ungarischen Landständen gefordert und vom Kaiser gebilligt. Kaiser Karl VI. (1711–1740), Maria Theresia (1740–1780) und Joseph II. (1780–1790) trieben zusammen mit den privaten Grundherren die sogenannte Impopulation Ungarns voran. Der Staat brauchte Steuern und Nahrungsmittel und folgte daher dem Leitsatz des «Ubi populus – ibi obulus» – wo es Untertanen gibt, da gibt es Steuern. Allgemeines Ziel war es, sowohl die Bevölkerung schnell zu vermehren als auch die Produktivität in Handel, Gewerbe und Landwirtschaft zu steigern. Die Ansiedlung von Kolonisten aus dem Reich, die das nötige wirtschaftliche und technische Wissen besaßen, versprach die schnellsten Ergeb-

Die Ulmer Zillen, auch Plätten oder später Schachteln genannt, transportierten Menschen und Fracht seit 1570 bis Wien und darüberhinaus, die Auswanderer teilweise direkt nach Ofen bzw. Pest. Am Ziel ihrer Reise angekommen, wurden die Zillen weiterverkauft, auch als Bau- und Brennholz. Von einer Anlande bei Pest blickt man direkt auf den Gellertberg.
C. Cousen: *The Bloxberg from Pesth*, um 1840.





Die neuangelegten Kolonistendörfer in Ungarn wurden auf dem Reißbrett geplant. Die Häuser wurden in einheitlicher Bauweise errichtet. Francesco Grisellini, Planrisse von Engelsbrunn, Schöndorf und Charlottenburg mit Typen von Kolonistenhäusern.

nisse. Wie viele Auswanderer im 18. Jahrhundert in Ungarn tatsächlich angesiedelt wurden, weiß man bis heute nicht genau. Die aktuellen Schätzungen schwanken zwischen 100.000 und 400.000.

Die Bedingungen der Ansiedlung wurden durch Werbeagenten bekannt gemacht. Einige von ihnen waren erfolgreiche Kolonisten, die eine Reise in die alte Heimat nutzten, um im Auftrag des Kaisers oder anderer Grundherren neue Familien anzuwerben, andere betrieben die Kolonistenakquise berufshalber. Beiden wurden die Reisekosten ersetzt und ein Kopfgeld für jeden geworbenen Auswanderer gezahlt. Sie begleiteten die Emigranten auch häufig auf ihrem Weg donauabwärts, wie Johann Oswald aus Temeswar, der in den vierziger und fünfziger Jahren des 18. Jahrhunderts einige Male zurück in seine Heimat an der Saar reiste, um weitere Familien nachzuholen. Diese sogenannten «Bauernwerber» wurden auch von den privaten Grundherren eingesetzt. Nach dem Siebenjährigen Krieg (1756–1763) versuchten die Habsburger, das Werbesystem auszubauen und straffer zu organisieren. Dafür wurden drei kaiserliche Kommissariate in Frankfurt, Koblenz und Rottenburg aufgebaut, bei denen sich die Auswanderungswilligen registrieren ließen. Generell versuchte man das Emigrationsgeschäft

ohne viel Aufhebens abzuwickeln, um die von der Auswanderung betroffenen Territorialherren nicht gegen sich aufzubringen.

Die Werber hatten den Auswanderungswilligen einiges anzubieten: Die Stellung von Grundstücken und Bauholz, Hilfen bis zur ersten Ernte sowie eine sechsjährige Abgaben- und Steuerfreiheit für die Bauern unter Maria Theresia; eigene Häuser mit Küche, Kammer und Stallung, je nach Familiengröße eine ganze, viertel, halbe oder achte Session Ackerland, dazu ein Paar Ochsen, zwei Pferde, eine Kuh sowie Wagen und Pflug zusammen mit einer 10-jährigen Steuer- und Abgabefreiheit unter Joseph II. Verglichen mit ihrem eigenen Dasein erschien vielen Menschen daher Ungarn als ein Land, wo die gebratenen Tauben fliegen.

Lockungen: Steuerfreiheit, Ackerland und Abenteuer statt Armut, Not und Abgabelasten

Sie selbst hatten immer wieder mit Kriegsdurchzügen, Witterungskatastrophen, Hunger und Seuchen zu kämpfen. Dazu kamen hohe Abgaben und Steuerlasten, Frondienste, Wildschäden und eine häufig rigide Verwaltungspolitik. Auch die unterschiedlichen Formen des Erbrechts, die mal den Erst-, mal

den Letztgeborenen der Familie bevorzugten (Anerbenrecht) oder dafür sorgten, dass die Bauerngüter durch ständige Teilungen immer kleiner wurden, bis sie keine Familie mehr ernähren konnten (Realrecht), trugen zu persönlicher Not und Perspektivlosigkeit bei. Hinzu konnten persönliche Umstände kommen, wie eine verwehrte Heirat oder Verschuldung. Nicht unterschätzen sollte man auch den Aspekt der Abenteuerlust sowie die allgemeine Sogwirkung, die entstand, wenn Auswanderergruppen Richtung Donau durch die Dörfer zogen, wenn Nachbarn und Freunde ihr Haus verkauften oder begeisterte Briefe aus der neuen Heimat eintrafen.

Wer sich für die Emigration entschieden hatte, musste einen wahren Behördenmarathon vor der Abreise absolvieren: Die Auswanderung musste bei der Herrschaft beantragt, begründet und genehmigt werden. Wer leibeigen war, musste sich freikaufen und dafür eine Manumissionsgebühr entrichten. Wer noch ledig war, zahlte zusätzlich die sogenannte Brautlaufgebühr, die jedesmal fällig wurde, wenn man außerhalb des Heimatterritorioms heiraten wollte. Haus, Grund und Mobilien wurden verkauft, etwaige Schulden unter der Aufsicht der Behörden beglichen, die Nachsteuer auf alle Vermögenswerte

– meist in Höhe von zehn Prozent – entrichtet; zusätzliche Dokumente (Taufscheine, Pässe, Geburtsbriefe usw.) mussten besorgt werden. Es gab jedoch immer auch einen gewissen Prozentsatz an Leuten, die den Behördenaufwand scheuten und sich heimlich davonmachten.

Aus dem ganzen Süden und Südwesten des Reiches bis aus der Schweiz, dem Elsass und Lothringen kamen in den Frühjahrsmonaten die Auswanderer zu Fuß, auf Karren und Wägen, schwer beladen mit Gepäck nach Ulm, das zum zentralen Einschiffungs-ort wurde. Ganze fünf Zentner Hausrat hatte allein der Auswanderer Huber aus Schutterwald im Schwarzwald dabei. Übernachtet wurde unterwegs in Gasthäusern, Scheunen oder unter freiem Himmel. Zwischenfälle blieben nicht aus. Einige Kinder wurden unterwegs geboren. 1770 fand die Magd des Löwenwirts zu Gingen im Filstal beim Ausmisten des Strohlagers, in dem eine größere Gruppe von Auswanderern übernachtet hatte, zwei Geldbeutel mit mehr als 40 Talern. Durch eine Umfrage in den Gasthäusern Ulms ließ sich der Besitzer jedoch schnell ermitteln. Andere Auswanderer, die von Süden kamen, vertrauten sich den Iller-Flößern an, die sie nach Ulm brachten. Eines dieser Flöße zer-

SCHWABEN AN DER DONAU

Die Ansiedlung in Ungarn im 18. Jahrhundert und ihre Folgen

11. Mai – 9. September 2012

Donauschwäbisches Zentralmuseum

Schillerstraße 1
89077 Ulm
0731/96254-0
www.dzm-museum.de



**WIR FEIERN IN
DIE ZUKUNFT REIN.**
Landesjubiläum Baden-Württemberg 2012



brach an einem Pfahl der Ulmer Schiffsbrücke am 11. Juni 1712. Mehrere Auswanderer, darunter einige Kinder, ertranken und viel Gepäck ging verloren.

*Als Drehscheibe nach Südosteuropa entfaltet
die alte Reichsstadt Ulm große Anziehungskraft*

Das Ulm, in das die Auswanderer kamen, war nicht mehr die blühende Reichsstadt des Mittelalters. Zwar besaß die Stadt als Tagungsort des Schwäbischen Reichskreises nach wie vor politische Bedeutung, wirtschaftlich war es ihr nach dem Ende des 30-jährigen Krieges (1618–1648) aber nicht mehr gelungen, an alte Erfolge anzuknüpfen. Die Besetzung durch Bayern und Franzosen (1702–1704) im Spanischen Erbfolgekrieg (1701–1714) bescherte der Stadt eine Verschuldung in Höhe von drei Millionen Gulden. Vor allem das einst blühende Weberhandwerk hatte zu kämpfen. Besser ging es den Wirten und Schiffern der Stadt. Die Schiffer transportierten seit altersher zunächst auf Flößen, seit 1570 auf den sogenannten Zillen oder Plätten Waren und Menschen donauabwärts bis Wien und noch weit darüber hinaus. Gastwirte und Privatvermieter profitierten vor allem von den mindestens einmal im Jahr stattfindenden mehrwöchigen Sitzungen des Schwäbischen Reichskreises, wie überhaupt das wirtschaftliche und kulturelle Leben in diesen Wochen aufblühte.

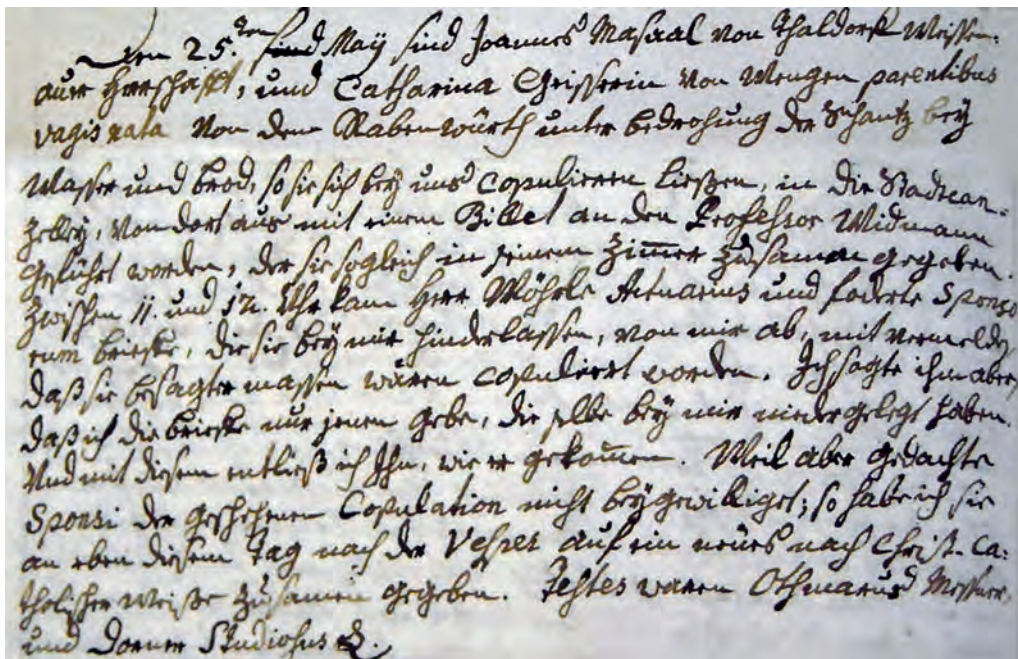
Den Aufenthalt in der Stadt mussten die Auswanderer aus eigener Kasse bestreiten. Übernachten durften sie nur in konzessionierten «rechten Herbergen», nicht aber bei Privatleuten. Über die Zimmer-

und Verpflegungspreise wissen wir fast nichts. Um 1800 fand der Auswanderer Philipp Maurath seinen fünf-tägigen Aufenthalt zumindest reichlich teuer und beklagte sich, das Ein-Kreuzer-Brot sei so klein gewesen wie ein Hühnerei und die Maß Wein habe acht Schilling gekostet. Wer nicht in den Herbergen der Stadt essen wollte, fand reichlich Verpflegungsmöglichkeiten in den zahlreichen Wirtshäusern, auf den Wochenmärkten und in den Läden der Stadt.

Größere Konflikte zwischen den Wirten und den Auswanderern scheint es nicht gegeben zu haben, Zwischenfälle menschlicher Natur blieben aber nicht aus. Einige Auswanderer wurden krank und bedurften medizinischer und seelsorgerischer Hilfe, die zumeist von den Wirten organisiert wurde. Manchmal wurde die Herberge auch zur Gebärestube: Im April 1752 wurde Margarethe Leber aus dem Baden-Badischen im Wirtshaus zu den «Drei Kannen» mit Kindswehen überfallen, ihre Tochter Anna Maria ein paar Tage später im Münster getauft. In zwei Fällen übernahmen ein Wirt bzw. eine Wirtin die Patenschaft für ein neugeborenes Auswandererkind. Auch Hochzeiten wurden in den Herbergen gefeiert, meistens bescheiden, nur einmal, wie das Kirchenbuch der katholischen Wengenkirche berichtet, solemniter (feierlich) mit Spielleuten.

*«nicht an einem lutherischen orth sterben» –
das protestantische Ulm und die Katholiken*

Für andere Auswanderer wurden die Herbergen Ulms zur Endstation ihrer Reise. So starb am 16. März 1756 die Witwe Catharina Lindemann aus



Im Ehebuch der katholischen Wengenpfarrei ist auch die Beschwerde des Johannes Masaal aus Taldorf dokumentiert, den der Rabenwirt 1772 zunächst «unter Bedrohung der Schantz bey Wasser und Brot» mit seiner Braut zum protestantischen Münsterprediger geschickt hatte.

Harthausen bei Speyer auf dem Weg zu ihren Kindern nach Ungarn im «Schwarzen Ochsen». Besonders tragisch erscheint der Fall des Auswanderers Johannes Bippes aus Hausen bei Rottweil, der gerade einmal drei Wochen verheiratet war, als er 1767 in der «Goldenen Sonne» starb. Taufen, Heiraten, Sterbefälle – die seelsorgerischen Bedürfnisse der bis zum Toleranzedikt Josephs II. von 1781 fast ausschließlich katholischen Auswanderer stellten ein größeres Problem dar als die Befriedigung der physischen, denn Ulm war protestantisch. Auf etwa 14.500 Einwohner kamen gerade einmal 200 Katholiken. Die einzigen katholischen Institutionen waren das Deutschordenshaus und das Augustinerchorherrenstift St. Michael zu den Wengen. Beiden Einrichtungen war es seit 1560 verboten, einheimische Katholiken zu trauen und zu taufen. Allerdings besaß das Wengenstift das Privileg, Fremde zu verheiraten, die die feste Absicht hatten, ihre Heimat zu verlassen und in ein fremdes Land zu ziehen. Daher nutzten mehr als 550 Paare die Gelegenheit, sich in der Wengenkirche bzw. der Sakristei in aller Stille trauen zu lassen. Viele von ihnen hatten vor der Abreise nicht mehr die Zeit gehabt, die übliche dreimalige Aufgebotsfrist einzuhalten; andere hatten sich erst auf der Reise kennengelernt; wieder andere hatten vorher keine Heiratsurlaubnis erhalten, da ihr Vermögen zu gering war oder sie sich wegen vorehelichen Beischlafs strafbar gemacht hatten. Geheiratet wurde aber ganz sicher auch, weil Ehepaare bei der Ansiedlung sowohl unter Maria Theresia als auch Joseph II. gegenüber den Ledigen bevorzugt wurden.

Lange duldete der Ulmer Rat diese Praxis. Als aber 1770 gleich 88 Paare innerhalb kurzer Zeit getraut werden wollten, wies der Rat Wirte und Torwächter an, künftig alle Heiratswilligen an die protestantischen Münsterprediger zu verweisen, die die Auswanderer dann in ihrem Studierzimmer trauen sollten. Viele beugten sich zähneknirschend der neuen Vorschrift, manche schlichen sich nachträglich – u.a. unter dem Vorwand beichten zu wollen – in die Wengenkirche und ließen sich ein zweites Mal einsegnen. Auch so manches Auswandererkind kam auf diese Weise zu zwei Taufen. Als besonders glaubensfest erwies sich ein Emigrant aus dem Freiburgischen, der nach dem Empfang der Sterbesakramente noch am selben Nachmittag mit Frau und Kindern auf ein Schiff ging, damit er nicht an einem lutherischen orth sterbe.

Das Verhältnis der Stadtbevölkerung zu den Emigranten war in der Regel gut. Einzelne kritische Stimmen wurden vom Rat jeweils rasch unterdrückt, vor allem dann, wenn der Schwäbische Kreis in Ulm tagte oder kaiserliche Beamte in der Stadt waren. Seit



Auch Familien aus dem Ulmer Territorium ließen sich vom Auswanderungsfieber anstecken. Sie zogen allerdings erst um 1785 nach Ungarn, als dort auch Protestanten als Kolonisten willkommen waren. Rommelfigur «Familie von der Alb».

es 1737 fast zu einem Duell zwischen dem kaiserlichen Werbekommissar Vogl und dem Ulmer Krämer Schmalzigaug gekommen war, weil Letzterer in der Öffentlichkeit über das Emigrationsgeschäft derb gelästert hatte, war der Rat vorsichtig geworden. Eine Ansteckungsgefahr mit dem Auswanderungsfieber bestand bei den Ulmern zunächst nicht, da für Ungarn Katholiken gesucht wurden. Wer aus dem Ulmer Territorium emigrieren wollte, ging daher entweder nach Amerika oder ins protestantische Preußen, für die neben Russland und Spanien ebenfalls Kolonisten gesucht wurden. Erst nachdem Joseph II. auch Protestanten zur Besiedlung einlud, kam es 1785/1786 zu einer größeren Auswanderungswelle aus dem Ulmer Territorium.

1771: Hungersnöte beeinträchtigten die guten Beziehungen zwischen Einheimischen und Auswanderern

Problematisch wurde das Verhältnis der Ulmer zu den Emigranten in der Zeit der schweren Hungersnot im Frühjahr 1771. Wetterkapriolen hatten 1770 in weiten Teilen Europas für Missernten gesorgt, die innerhalb kürzester Zeit die Getreidepreise nach oben schnellen ließen. Schon im Herbst 1770 wurden donauabwärts die ersten Anlegeverbote für Auswandererschiffe verhängt. Im März bat der Ulmer Rat die Städte Biberach und Ehingen und auch das Stift Kempten, den sich dort sammelnden Auswanderern mitzuteilen, dass sie wegen akuten Brotmangels bis auf Weiteres nicht in Ulm aufgenommen

Kommt, kehret hier ein,
 Allhier ist gut seyn,
 Hier labt man aufs beste
 Die reisende Gäste.
 Hier findet ihr Krafft
 Im gülden Saft,
 Den köstlichen Wein
 Vom Neckar und Rhein.
 Man wird euch aufwarten
 Mit Bretspiel und Karten.
 Hier ist es gut seyn,
 Kommt, kehret nur ein,
 Die Zimmer sind rein.

«Hier labt man aufs Beste, die reisende Gäste»: Ulm besaß eine Fülle von Herbergen für jeden Geldbeutel. Offenbar war der Konkurrenzdruck jedoch groß genug, dass man schon im 18. Jahrhundert um die Reisenden und damit auch um die Auswanderer mit Flugblättern warb. Werbegedicht einer Ulmer Herberge, 18. Jahrhundert.

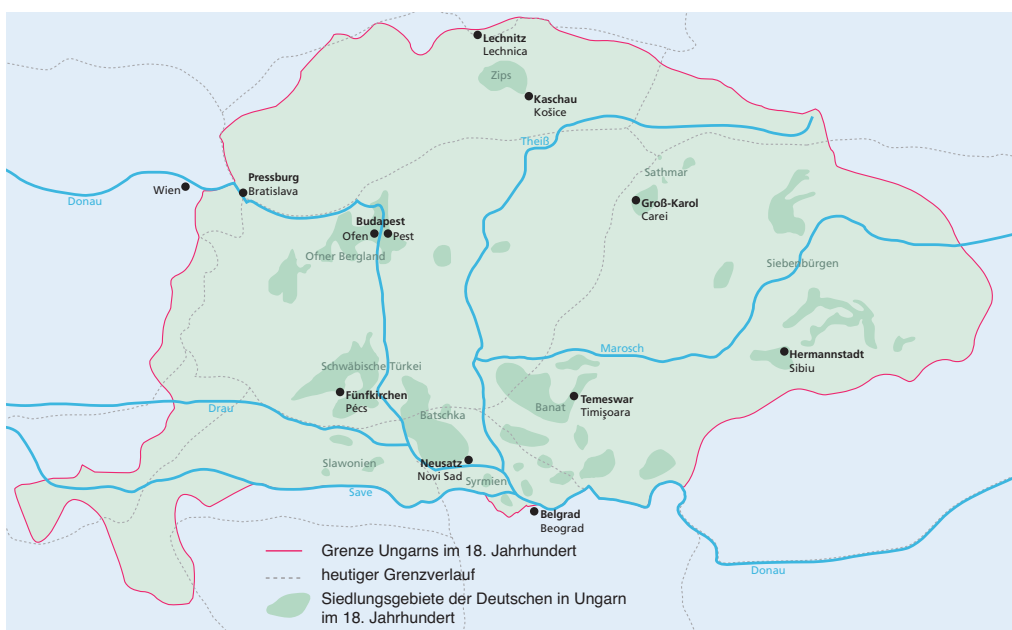
werden könnten. Gleichzeitig wurden die bereits in Ulm eingetroffenen Emigranten aufgefordert, die Stadt binnen 48 Stunden zu verlassen, da sie den Verbrauch an Lebensmitteln sowie den Brotpreis unnötig erhöhen würden. Gegen diese Maßnahmen rührte sich so heftiger Protest der Wirte und Schiffer, dass der Rat einlenkte und den Auswanderern den Aufenthalt bis auf Widerruf für jeweils 48 Stunden gestattete. Dafür verpflichteten sich die Schiffer, die Auswanderer zügig weiter zu transportieren.

Als Wegzehrung durfte nur eine bescheidene Portion Brot pro Person mitgenommen werden. Die

Ausfuhr von Mehl war strengstens untersagt und die Torwächter wurden angewiesen, das Gepäck aller Auswanderer scharff zu visitiren. Da der Strom der Emigranten jedoch trotz eines verkündeten Ansiedlungsstopps im Banat zum 31. März nicht abreißen wollte und die Versorgungslage immer schwieriger wurde, sah sich der Rat gezwungen, am 13. Mai 1771 alle Auswanderer der Stadt zu verweisen. Noch einmal versuchten die Wirte zu intervenieren: Drei von ihnen boten an, die Auswanderer auf eigene Kosten im alten Brechhaus vor der Stadt zu beherbergen und zu verpflegen. Dafür schafften sie sogar von außerhalb 30 Mitlen (etwa 892 l) Getreide herbei. Ihr großzügiges Angebot wurde aber vom Rat konsequent abgelehnt. Bis zur Aufhebung der Getreide-, Brot- und Mehlsperre am 20. Juli 1771 blieb die Stadt neuankommenden Emigranten verschlossen

Während ihres Aufenthaltes hatten die Emigranten ausreichend Gelegenheit, sich mit ihrem Weitertransport auf dem Wasser vertraut zu machen. Die Ulmer Zillen oder Plätten – der einst despektierlich gemeinte Begriff «Schachtel» stammt aus dem 19. Jahrhundert – wurden auf der heutigen Neu-Ulmer Seite aus Tannenholz gebaut und nur zur «Nau-fahrt», also flussabwärts, genutzt. Am Zielort angekommen, wurden sie an die Schiffer vor Ort weiterverkauft oder zerlegt und als Bau- und Brennholz benutzt. Die Längen und Breiten der flachen, kiello-sen Zillen wurden dem jeweiligen Bedarf angepasst. Zeitgenössische Berichte sprechen von 70–110 Schuh (21–33 m) Länge, zwölf Schuh Breite (ca. 3,6 m) und einer Nutzlast von mindestens 500 Zentnern. In der Mitte des Schiffes wurde eine rund drei Meter hohe

Zu den wichtigsten deutschen Siedlungsgebieten in Ungarn des 18. Jahrhunderts zählten u.a. das Banat, die Batschka, die Schwäbische Türkei und das Ofener Bergland.





Der letzte Blick der Auswanderer zurück auf Ulm. Die Ordinari-Schiffe transportierten oft 200 und mehr Menschen innerhalb von acht bis zehn Tagen nach Wien; Johann Peter Fehr: Ulm von Osten 1795, Aquarell.

Holzhütte errichtet, die Gepäck und Passagiere aufnahm. Die Ruderstände befanden sich auf einem Gerüst vor und hinter dem Dach, das die Fahrgäste bei schönem Wetter als Sitzplatz nutzten.

Mancher Passagier half beim Rudern und erhielt dafür einen Nachlass auf den Fahrpreis, der normalerweise etwa 1 fl. 30 kr. bis Wien betrug. Seit 1712 fuhren die sogenannten Ordinari-Schiffe wöchentlich nach Wien. In den Hochzeiten der Emigrantentransporte, z.B. in den Jahren 1768–1770 oder 1785/1786, fuhren außerdem drei bis vier Extra-Schiffe pro Woche. Die Anzahl der Passagiere dürfte deutlich höher gelegen haben als die bislang vermuteten 100 bis 150 Personen. Verschiedene Quellen berichten glaubwürdig von 200 und mehr Menschen, die sich auf den Zillen drängten. Zwei Briefe eines vorderösterreichischen Beamten aus Günzburg von 1769 nennen sogar ausdrücklich 300 und 400 Passagiere. Die Reise dürfte damit alles andere als bequem gewesen sein.

Die reine Fahrzeit nach Wien betrug 74 Stunden. Je nach Wind, Wetter und Wasserstand war man im günstigsten Fall acht bis neun, im ungünstigsten 14 bis 20 Tage unterwegs. Nachts wurde angelegt, so dass die Passagiere sich in den Dörfern ein Nachtquartier besorgen konnten. Die meisten werden es aber vorgezogen haben, am Ufer oder auf den Schiffen zu übernachten, um ihre Reisekasse zu schonen. In Wien legten die Schiffe in der Rossau, einem Vorort, an. Die Registrierung als Kolonist erfolgte in der Hofkanzlei. Dort wurden die alten Pässe eingesam-

elt und neue Ansiedlungspässe mit dem Bestimmungsort ausgestellt. In Wien begann der zweite Teil des Abenteuers Auswanderung. Ulm und seine «Schachteln» aber blieben im Gedächtnis der Emigranten fest verankert und wurden zum Symbol der donauschwäbischen Auswanderung. ■

LITERATURHINWEISE

Donauschwaben. Deutsche Siedlung in Südosteuropa. Ausstellungskatalog. Herausgegeben vom Innenministerium Baden-Württemberg. Bearbeitet von Immo Eberl u.a. Sigmaringen: Jan Thorbecke Verlag 1987.

Fata, Márta (Hg.): «Die Schiff stehn schon bereit». Ulm und die Auswanderung nach Ungarn im 18. Jahrhundert. Ulm 2009. (= Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm, Reihe Dokumentation, Bd. 13)

Hauke, Marie-Kristin: Aufbruch von Ulm entlang der Donau. Ulm und die Auswanderung im 18. Jahrhundert. Mit einem Beitrag von Márta Fata. Ulm: klemm+oelschläger 2012. (= Stadtarchiv Ulm, Kleine Reihe Bd. 10)

Röder, Annemarie: Dan hier ist besser zu leben als in dem schwaben land. Vom deutschen Südwesten in das Banat und nach Siebenbürgen. Ausstellungskatalog. Stuttgart: Haus der Heimat 2002.

Unter dem Motto «**Aufbruch von Ulm entlang der Donau 1712–2012**» feiert die Stadt Ulm den 300. Jahrestag des Zugs nach Sathmar mit einem Jubiläumsprogramm, das den Brückenschlag zwischen Geschichte und Gegenwart sucht. Dazu gehört neben zahlreichen Veranstaltungen auch eine Open-Air-Ausstellung in der Innenstadt, die die Auswirkungen der Auswandererzüge auf das Leben in der Stadt thematisiert. Siehe: www.aufbruch.ulm.de